

die von „Christus auf geheimnisvolle Weise in eigener Person“ ausgehend die amtlosen Heiligen erfaßt und von da auf die andern *und* das Amt übergreift. Es gibt darum, wie Pius XII. zeigt, eine doppelte Struktur im „organischen Aufbau des Leibes der Kirche“: die der Ämter und die der „Charismatiker“, ähnlich wie es bei einem biologischen Organismus nicht nur *eine* Struktur, sondern mehrere gibt, die auf eine geheimnisvolle Weise sich gegenseitig bedingen. Das Amt lebt auch vom Charisma der Heiligen, obwohl wahr bleibt, daß der Heilige dem Amt (als Lehre und Leitung) untertan bleibt. Die Leitung muß nicht nur ein Objekt, sondern auch eine Dynamik haben, die geleitet werden kann. Natürlich kann der Amtsträger und der heilige Charismatiker auch in einer Person vereinigt sein. Solche besonders glücklichen Fälle hat es gegeben. Aber es muß nicht so sein und es ist nicht immer so gewesen. Antonius der Einsiedler, Benedikt, Franz von Assisi, Katharina von Siena, Maria Margareta Alacoque, Theresia von Jesus und viele andere sind für die Kirchengeschichte als erste Empfänger der Impulse des Geistes für die Kirche von einer unersetzlichen Bedeutung gewesen. Als Katholiken sind wir — mit Recht — gewohnt, antidonatistisch zu denken, d. h. das Amt mit seinem Recht und das Sakrament mit seiner Wirksamkeit klar zu unterscheiden von der persönlichen Heiligkeit des Amtsträgers und Sakramentenspenders. Das ist für die einzelnen Ereignisse in der Kirche notwendig. Die Kirche ist nicht die Gemeinde der als zum Heil prädestiniert schon erkannten und als solche absonderbaren Christen. Sie ist darum auch die Kirche der Sünder, des Pilgerstandes, der Hoffnung, des Geheimnisses der Erwählung, das Gott verschweigt, und der Unmöglichkeit, das Gericht hier auf Erden vorwegzunehmen. Weil sie aber doch die Stadt auf dem Berge und die versammelte Herde Christi, also die sichtbare Kirche sein muß, kann die Gültigkeit des Amtes im Einzelfall nicht von der inneren Heiligkeit des Amtsträgers abhängig sein. Weil aber diese Wahrheit doch auch wieder nicht aufheben darf, daß die Kirche die Gemeinde des eschatologischen Heils, der siegreich gewordenen Gnade sein und als solche erscheinen soll, darum ist an den entscheidenden Punkten der Heilsgeschichte, also z. B. vor allem in Maria, heilsgeschichtliche Funktion und Heiligkeit unauflöslich eins geworden. Und darum *muß* die Kirche, übermächtigt von Gottes Gnade, deren Kommen nicht mehr im Belieben der Menschen steht, immer ihre Heiligen haben, die Kirche der Heiligen sein und sich als solche bekennen.

## Wo steht die Kirche in Indien?

Von JOSEF NEUNER S.J.

Es gibt zwei grundsätzlich verschiedene Weisen, das Gottesreich auf Erden zu betrachten: die politische und die prophetische. Oft stehen sich die beiden Betrachtungsweisen schroff gegenüber, wie Achaz und Isaias in jenen kritischen und angsterfüllten Tagen, als das Volk Gottes von dem Militärbündnis

des Nordreiches mit Syrien bedroht war. Achaz, der König, ist Politiker. Er prüft die militärische Sicherheit der Hauptstadt, und der Prophet begegnet ihm während der Inspektion der Wasserwerke, die im Falle einer Belagerung Jerusalems von so großer Bedeutung sein würden. Er plant ferner das Gegenbündnis mit Assyrien. Er denkt in Zahlen und Organisationen und rechnet mit den politischen Faktoren. Für ihn ist der Prophet ein Träumer. In dem „Wort des Allmächtigen“, das ihm Isaias verkündet, und in dem Zeichen, das ihm der Prophet anbietet, kann er keinen Sinn und keinen Trost finden.

Auch Isaias ist erschüttert von der drohenden Gefahr. Auch er bemüht sich, die Situation zu begreifen und einen Weg des Heils zu finden. Aber er bleibt nicht bei militärischen Möglichkeiten und politischen Allianzen stehen. Sein Blick scheint sogar über die augenblicklichen Bedürfnisse hinwegzugleiten und nach einem tieferen, nach dem innersten Geheimnis aller Rettung zu suchen. Das Schicksal des Gottesvolkes faßt sich für ihn in einem Wort zusammen: Emanuel, Gott mit uns. In Gott allein ruht unser Schicksal, und von ihm kommt Verheißung und Heil. Und wir Menschen? Sollen wir müßig auf die Werke Gottes warten? Hat Achaz recht, wenn er den Propheten zu den Träumern rechnet, die nach verschwommenen Zeichen in der Ferne ausschauen, statt die klaren Dinge des Vordergrundes ernstlich anzufassen? Auch Isaias weiß, daß Gott nicht ohne den Menschen in die Welt kommt, und daß sich das Gottesreich nicht ohne unser Zutun einstellt. Aber er sieht den Menschen des Gottesreiches in seiner Bereitschaft vor Gott: „Siehe, die Jungfrau wird empfangen, und einen Sohn gebären, und ihn Emanuel nennen.“ Einsam steht dieses Wort von der Jungfrau in den Büchern des Alten Bundes. Und doch ist die ganze Geschichte des Alten Bundes eine fortschreitende Einführung in das Geheimnis der Jungfrau, das sich in Maria und in der Kirche erfüllt. Das Gottesvolk ist allein von Gott gewählt, herausgenommen aus den Völkern der Erde. Es erweist seine Fruchtbarkeit nicht im Austausch der Kulturen oder in politischen Bündnissen, sondern allein in seiner Treue zu Gottes Wahl, in der Bereitschaft für sein Kommen, in der Bedeutung seiner Gegenwart. Jungfräulich ist die Kirche, nach Augustinus, „durch die Unversehrtheit des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe“, mit der sie Gott verbunden bleibt.

Es gibt also auch zwei grundsätzlich verschiedene Zugänge zum Verständnis der gegenwärtigen Situation der Kirche in Indien. Immer wieder wird die Frage nach der Lage, dem Fortschritt, den Gefahren, den Möglichkeiten der Kirche in diesem Lande gestellt, in Indien selbst und im Ausland, weil es eben eine der großen Fragen ist, die sich im Zusammenhang der umwälzenden Ereignisse der Gegenwart mit Notwendigkeit aufdrängen. Wir hören von den gegenwärtigen Auseinandersetzungen in manchen Teilen Indiens, von Schwierigkeiten und Gefahren, wir wissen aber auch von der fest organisierten katholischen Hierarchie in Indien, von den 5000 Priestern, in der Mehrzahl Inder, von den 15000 Ordensschwestern, von denen 13000 aus Indien

stammen (die Zahl hat sich in den letzten dreißig Jahren beinahe verfünffacht), von den 4200 Volksschulen, den 1300 Mittelschulen (middle- and high-schools) und den 56 Universitätskollegien und einer Reihe Schulen anderer Gattungen, von Krankenhäusern und anderen sozialen Werken.<sup>1</sup> All das lassen wir hier beiseite. Unsere Frage ist viel einfacher, und doch schwerer: Wo steht Indiens Kirche vor Gott? Ist sie wirklich, nach Ambrosius, die unversehrte Braut, „die uns für Gott behütet“, oder ist sie zu sehr damit beschäftigt, ihre Interessen in der Welt des neuen Indien zu sichern? Man müßte wohl blind sein, wenn man den Ernst der augenblicklichen Lage nicht sehen oder zugeben wollte. Aber gerade wenn wir die Krise spüren, dann müssen wir die rechten Maßstäbe zur Beurteilung der Lage und für eine aufbauende Arbeit nicht allein von den vordergründigen Verhältnissen hernehmen, sondern in den Verheißungen Gottes suchen.

### I.

Wir stellen die Frage nach der Kirche in Indien meist vom Standpunkt unseres kirchlichen Lebens aus. Es ist gut, auch einmal eine Darstellung der Kirche und des missionarischen Werkes auf sich wirken zu lassen, die von außen kommt, wie sie etwa von K. M. Panikkar<sup>2</sup> geboten wird. Die Bedeutung dieses Buches liegt nicht so sehr in seiner wissenschaftlichen Leistung, in der Sammlung und Ordnung zahlreicher Materialien über die Epoche der Europäischen Vorherrschaft in Asien, sondern in ihrer Deutung. Es handelt sich um die großangelegte Interpretation der östlichen Geschichte, von 1498 bis 1945, von der Landung Vasco da Gamas auf indischem Boden bis zur indischen Unabhängigkeit. In dieser Epoche erhob Europa den Anspruch auf Überlegenheit, nicht nur auf militärischem und wirtschaftlichem Gebiet, sondern auch im Bereich der Kultur und Religion. Es unternahm den entschlossenen Versuch, diese Überlegenheit zur Geltung zu bringen. Lange Zeit ist der Osten dem politischen und wirtschaftlichen Druck des Westens unterlegen, bis er am Ende die Fremdherrschaft abzuschütteln vermochte. Den religiösen Überlegenheitsanspruch aber hat der Osten nie anerkannt. Das ist die Summe der Deutung Panikkars. Aus ihr werden die Kategorien abgeleitet, nach denen das gegenwärtige Indien die westliche Welt beurteilt. Das Buch will keineswegs den Westen verdammen, es erhebt immer wieder den Anspruch auf Objektivität. Es enthält anerkennende Einzelurteile über Personen und Ereignisse. Und doch muß man sagen, daß in diesem Buch all das zusammengetragen ist, was es im heutigen Indien an ausgesprochener Polemik und auch an unartikulierten Gefühlen gegen den Westen gibt. All das ist mit großen Zusammenhängen und mit deutlichen Begründungen genannt. Darin liegt seine Bedeutung und seine Wirkung. Es ging auch auf seinen Weg in die Öffentlichkeit mit der ausdrücklichen Empfehlung des Ministerpräsidenten, Pandit Nehru: „Dieses Buch sollte zum wesentlichen Lesestoff wer-

<sup>1</sup> Ein übersichtliches Bild bietet z. B. der Artikel von Erzbischof Thomas, Bangalore: What prospects has the Church in India, in Mission Bulletin, May 1955 (S. 370 ff.), Hongkong.

<sup>2</sup> Asia and Western Dominance, Allen and Unwin, London 1953 (reprint 1954).

den für jeden, der mit indischer Politik verbunden ist, ganz besonders für unser Personal im Auswärtigen Dienst.“

Wir geben eine Übersicht über die Hauptetappen, in denen diese Geschichte dargestellt wird, soweit Indien betroffen ist. Das Buch beginnt mit der Beschreibung des größtangelegten strategisch-wirtschaftlichen Manövers der Weltgeschichte: mit der Ausflankierung des mohammedanischen Machtblocks durch die Umseglung Afrikas. Der Islam war nicht nur die größte militärische Bedrohung Europas während des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit, sondern auch der mächtigste wirtschaftliche Rivale. Alle Handelswege nach dem Osten liefen über mohammedanisches Territorium. Ein militärischer Durchstoß durch die mohammedanischen Landmassen des mittleren Ostens war undenkbar. Aber in Portugal begann man die Möglichkeit einer Seeverbindung nach dem Osten zu ahnen. Heinrich der Seefahrer führte den Plan stufenweise der Verwirklichung näher. Sein Werk wurde 1498 durch die Flotte Vasco da Gamas vollendet. Diese erste Periode europäischer Expansion ist durch den Gegensatz zu den Mohammedanern charakterisiert, in dem sehr oft die Hindus zu Bundesgenossen der Portugiesen werden. Sie ist gleichzeitig Kreuzzug und Wirtschaftskrieg, Religion vermischt mit Politik. Sie bleibt beschränkt auf die Seeherrschaft. Nur geringe Stützpunkte an den Küsten werden besetzt. Auf der See aber behaupten die Europäer ihre absolute Überlegenheit, und hier entwickelt sich auch der verhängnisvolle Begriff des verschiedenen Rechts für Europäer und Asiaten. In Ausübung ihrer maritimen Monopolstellung schien den Eroberern jeder Angriff auf fremde Schifffahrt erlaubt. Die rechtliche Sonderstellung dehnt sich später auf das gesamte Verhältnis von Europäern zu Nicht-Europäern aus. Unter englischer Herrschaft war es praktisch unmöglich für einen Inder, das Strafrecht gegen einen Europäer durchzusetzen (S. 150). „Die Lehre des verschiedenen Rechts blieb in Geltung bis zum Ende, und war die Hauptursache von Europas endlichem Mißerfolg in Asien“ (S. 43).

Den Portugiesen folgten die Holländer, den Holländern die Franzosen, bis endlich England alle Rivalen zurückdrängte. Aus dem Gewürzhandel, der naturgemäß das innere Wirtschaftsgefüge Indiens nicht sehr berührte, entwickelte sich der Handel in Textilien, dem Hauptprodukt des Landes, und so kam das ganze Wirtschaftssystem Indiens mehr und mehr unter fremde Kontrolle. Es dauerte aber bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, bis sich aus der wirtschaftlichen Vorherrschaft die politische Machtstellung entwickelte.

Das 19. Jahrhundert hat ein doppeltes Gesicht: Zunächst ist es die Zeit des höchsten Ausdrucks europäischen Überlegenheitsgefühls. Die Engländer betrachten sich als die von Gott zum Herrschen bestimmte Rasse. Alle leiten den Stellen in Armee und Verwaltung sind für Europäer reserviert. Es entwickelt sich gleichzeitig eine soziale Exklusivität, die unübersteigbare Grenzen zwischen Indern und Europäern festlegte. Es gibt Schulen, Klubs, Hotels, Parks für Europäer. Um das europäische Ansehen zu sichern und zu steigern, entwickelt sich ein Lebensstil von unsinnigen Ansprüchen, mit vielen Die-

nern, und einer strengen Etikette, die ein Europäer einhalten muß, wenn er „als Europäer“ leben will. Es war genau geregelt, „mit welchen Schattierungen von Höflichkeit und Unhöflichkeit Inder zu behandeln sind“ (S. 152).

Dem indischen Besucher etwa einen Stuhl anzubieten, gilt als besondere Auszeichnung. Im öffentlichen Leben, besonders bei großen Empfängen, wird gewaltiger Prunk entfaltet, der das Volk beeindrucken sollte. Das höhere Erziehungswesen wird nach englischen Vorbildern aufgebaut und an westlichen Idealen orientiert. So stark war das moralische Übergewicht der Europäer, daß westliche Erziehung zum Wunschtraum aller fortschrittlichen Kreise wurde. Der Verfasser sagt uns, „es sei notwendig, die Tatsache zu betonen, die von der modernen Kritik leicht vergessen werde, daß nämlich das Verlangen nach westlicher Erziehung hauptsächlich von den indischen Führern selbst kam“ (S. 320).

Gleichzeitig aber entwickeln sich doch die einheimischen Kräfte Indiens. Schon politisch und wirtschaftlich war Indien zu groß und zu hoch entwickelt, als daß es bloßes Objekt einer ferngesteuerten Politik hätte sein können. Es wird zum „Indian Empire“, das seine eigenen politischen, wirtschaftlichen und strategischen Fragen regelt, das sich im „Civil Service“ seinen eigenen Verwaltungsapparat schafft. Die Finanzpolitik Indiens verselbstständigt sich gegenüber London. Eine einheimische Zollpolitik zum Schutze der beginnenden Industrialisierung wird eingeführt. Das ganze Land kommt unter eine einheitliche politische Leitung. Durch die englische Sprache empfängt es ein gemeinsames Medium der Verständigung, das ihm zugleich den Zugang zur Weltkultur öffnet. Diese Entwicklung ist nicht getragen vom indischen Volkswillen. Sie wird von den Engländern durchgeführt. Aber sie schafft doch den Rahmen, in dem sich langsam auch das indische Selbstbewußtsein entfalten kann. Schritt für Schritt öffnen sich auch dem Inder politische und militärische Karrieren, es bildet sich z. B. das indische Offizierskorps, das nach der indischen Unabhängigkeit tatsächlich das Kommando der indischen Armee übernehmen konnte, und in den ersten Jahren der Unabhängigkeit einen der stärksten Faktoren der inneren Stabilität darstellte. Endlich bahnte sich um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Renaissance des kulturellen Lebens Indiens an und damit die Wiederbelebung des Hinduismus.

In diesen Zusammenhang stellt Panikkar die christliche Missionsarbeit. Der Drang nach Verkündigung des Christentums war der naturgemäße Ausdruck des westlichen Überlegenheitsgefühls. Wenn Indien nach westlicher Erziehung dürstete, dann mußte es leicht sein, mit der westlichen Kultur auch die Religion des Westens zu vermitteln. Aber die Hoffnungen des Westens verwirklichten sich nicht. Zwar war der Einfluß Europas auf Indien sehr tief, aber er war, nach Panikkar, „hauptsächlich hervorgerufen durch den Widerstand, den europäische Ansprüche wachriefen, und von der Notwendigkeit, sich die technischen Errungenschaften und Fertigkeiten anzueignen, um Europa mit seinen eigenen Waffen schlagen zu können“ (S. 509). Was man vom Westen lernte, war die Technik und der freie fortschrittliche

Geist. Man spürte, daß die indische Sozialordnung überwunden werden mußte, dieses System, „das vor 2000 Jahren kodifiziert wurde, und schon damals, als es kodifiziert wurde, veraltet war“ (S. 328). Erstarrte Traditionen des Hinduismus mußten abgestreift werden. So diente westlicher Einfluß nicht dem Wachstum des Christentums, sondern der Erneuerung des Hinduismus. Als dann die große Freiheitsbewegung anbrach und Asien nicht nur seine politische, sondern besonders auch seine kulturelle Selbständigkeit gegenüber dem Westen betonte, da war, nach Panikkar, die Aussicht auf einen Sieg des Christentums endgültig vorbei: „Missionarische Anstrengungen mögen wohl einmal wieder aufleben, wenn der gegenwärtige Verdacht gegen europäische Tätigkeiten im Osten im Lauf der Zeit einer Stimmung freundlicher Zusammenarbeit Platz gemacht hat. Aber es ist nicht wahrscheinlich, daß die günstigen Bedingungen des 19. Jahrhunderts zur Proselytierung wiederkehren werden. Denn die damaligen Bemühungen gründeten sich auf die unbestrittene politische Überlegenheit Europas, die zu den Dingen der Vergangenheit gehört“ (S. 456).

Wenn man so das Christentum in den Zusammenhang einer rein politischen und wirtschaftlichen Geschichte gestellt sieht als „einen der Aspekte europäischer Expansion“ (S. 448), dann denkt man natürlich zuerst an eine gründliche Widerlegung. Und eine wissenschaftliche Antwort auf das Buch ist ohne Zweifel sehr wichtig. Es gibt viele Einzelheiten, die verzeichnet sind; vor allem aber bleibt die Absicht des Missionswerkes völlig unverstanden.

Aber wichtiger für uns selbst als alle Widerlegung ist die einfache Tatsache, daß das christliche Missionswerk nun einmal in diesem Licht gesehen wird, und daß wir uns deshalb fragen müssen, wie es wohl möglich ist, daß ein so grundsätzliches Mißverständnis zustande kam. Es ist dabei ein geringer Trost, wenn immer wieder die Toleranz beschrieben wird, die Indien dem Missionswerk gegenüber bewahrte, wenn uns etwa versichert wird, „daß es während der großen nationalen Erhebung kein anti-christliches Gefühl in Indien gab“ (S. 447). Ebenso ist die Anerkennung der sozialen und erzieherischen Arbeit der Missionen ein zweideutiges Zugeständnis. Denn oft genug verbindet sie sich mit der Auffassung, daß die eigentliche Missionsarbeit ein unlauteres Werk sei, etwas, was Indien eben bis zu einem gewissen Grade in Kauf nehmen müsse, solange es die vielfachen Hilfen der Missionsgesellschaften nicht entbehren kann, aber etwas, was nicht sein sollte. Diese Ansicht könnte vielfach aus Zeitungsstimmen belegt werden, aus der endlosen Kontroverse, die seit Jahren vor der indischen Öffentlichkeit um die Missionare geführt wird.

Der sichtbarste Grund des Mißverständnisses des Missionswerkes ist also wohl seine geschichtliche Verkoppelung mit dem westlichen Imperialismus. Heute sind die politischen Verbindungen mit dem Westen größtenteils gelöst, und damit ist ein bedeutender Schritt zur Beseitigung dieses Hindernisses getan. Christentum lebt auch im unabhängigen Indien, und es ist einheimischer geworden, seit es seine politischen Stützen im Ausland verloren

hat. Man kann in diesem Zusammenhang ermessen, welche Bedeutung der Frage Goas für die Auffassung des Christentums in Indien zukommt. Der Versuch, die von Indien geforderte Einverleibung Goas als Bedrohung des goanesischen Christentums darzustellen, eben weil es dadurch seine Stützen in Portugal verliere, ist ein schlechter Dienst am Christentum in Goa selbst und in ganz Indien. Deshalb wurde auch die Erklärung des Heiligen Vaters, daß es sich in Goa um eine rein politische Frage handle, als eine große Erleichterung empfunden. Wie sich das Christentum in den neuen nationalen Staatsgebilden des Ostens behaupten wird, das mag von vielen schwer berechenbaren Faktoren abhängen — es ist in Gottes Hand. Aber sicher kann und darf es sich nicht auf die Dauer durch irgendeine politische Stützung aus dem Westen behaupten.

Noch auf einem anderen Gebiet bedarf es einer Loslösung. Es ist für einen Europäer kaum vorstellbar, daß ein religiöses Bekenntnis die gesamte soziale und rechtliche Stellung eines Menschen bestimmen soll. So aber ist es in Indien. Die heutige Rechtslage ist geschichtlich bedingt. Als die Mohammedaner in Indien herrschten, lebten sie selbstverständlich nach ihren eigenen rechtlichen und sozialen Traditionen und stellten so eine eigene sozial-kulturelle Gemeinschaft dar, die in friedlichem oder feindlichem Nebeneinander mit dem hinduistischen Nachbarn lebte. Der Unterschied betraf nicht nur das religiöse Bekenntnis und die Kultgemeinschaft, sondern alle Gebiete des Gemeinschaftslebens. Diese Auffassung von Religion als einem totalen sozial-rechtlichen System übertrug sich auch auf die anderen Religionsgemeinschaften einschließlich des Christentums. So kommt es, daß ein Hindu, der Christ wird, aus seiner bisherigen Gemeinschaft ausscheidet und in eine neue Rechtslage eintritt. In einem Artikel „Catholic Hindus?“<sup>3</sup> beschreibt P. Staffner die Situation folgenderweise: „Durch die Taufe hört ein Hindu auf, Mitglied der Hindugemeinschaft zu sein. Er wird Mitglied der christlichen Gemeinschaft. Die geistliche Wiedergeburt ist also keineswegs nur ein religiöses Ereignis; die Taufe bedeutet in Indien den Wechsel der sozialen Gemeinschaft, einen Wechsel von weitreichenden gesetzlichen und zivilen Konsequenzen. Zunächst ändert er die Rechtslage einer Person. Ein Konvertit ist vom Augenblick der Taufe an nicht mehr unter dem Hindugesetz. Dadurch hört er ohne weiteres auf, Mitglied der Großfamilie zu sein. Getrennt von Familie und Gemeinschaft, ist er auch von der Kaste ausgeschlossen und damit von jeder Lebens- und Ehegemeinschaft in seiner eigenen sozialen Gruppe. Zusammen mit diesen Änderungen und begründet in ihnen, bedeutet nach allgemeiner Auffassung die Taufe den völligen Bruch mit der Vergangenheit in sozialen und kulturellen Belangen, eine treulose Abkehr von den kulturellen und spirituellen Idealen, auf die der Hinduismus mit Recht stolz ist. So kommt es, daß man den Konvertiten mit einer Mischung von Verachtung und Schrecken betrachtet, nicht wegen dessen, was er angenommen hat, sondern um dessentwillen, was er verleugnet.“

<sup>3</sup> The Clergy Monthly, Missionary Supplement 1955, S. 174 ff.

Während sich die Lösung von den politischen Bindungen an den Westen ohne große Erschütterungen für die Kirche vollzogen hat, enthält die soziale und kulturelle Eingliederung des Christentums in Indien noch ungelöste Fragen. Aber die Tendenz der kommenden Entwicklung ist wohl klar und wird besonders von vielen Vertretern der jungen Generation lebendig empfunden: Das Christentum in Indien steht nicht auf sichernden Stützen von außen, es hat auch nicht seine Sicherung durch die behütenden Wälle einer abgesonderten sozialen Gemeinschaft, sondern es muß hineindringen in die große Weite Indiens und sie beleben. Nur so kann Christentum zu einer wahren Größe in Indien wachsen.

## II.

Eine solche Loslösung darf aber nicht aus politischen Gründen geschehen, aus der klugen Berechnung, daß sich etwa auf diese Weise die Beziehungen zur hinduistischen Umwelt bessern könnten, daß wir auf diese Weise den Gefahren der augenblicklichen Situation ausweichen könnten. Wenn es sich um Fragen unseres kirchlichen Lebens handelt, sollten wir nie die Absicht haben, ein klug berechnetes Manöver auszuführen. Vielmehr sollten wir einfach und gehorsam den Auftrag Christi erfüllen, seine Zeugen zu sein. Hier ist die eigentliche Gewissensfrage: sind wir Christi Zeugen? Ist durch die heutige Kirche wirklich die werbende und erlösende Einladung Christi an Indien ergangen? Wir haben gesehen, wie sehr in den Augen des modernen Hindu, der die Geschichte mit den Augen des asiatischen Nationalismus liest, dieses Zeugnis beinahe bis zur Unleserlichkeit verdunkelt ist. Gleichzeitig aber machen wir die tägliche Erfahrung, daß so viele ernste, aufbauwillige Menschen in Indien der Person Christi viel näher stehen als der Kirche Christi. Besonders seit Gandhi, aber schon früher, hat die Gestalt Christi den Weg zum Herzen Indiens gefunden. Es seien hier einige Sätze der Weihnachtsansprache von Vinoba Bhave aus dem vergangenen Jahre (1954) wiedergegeben, des großen religiösen Landreformers, der ganz in Gandhis Gedanken denkt und wirkt und die freiwillige Abgabe von Land an die besitzlosen Landarbeiter verlangt. Für ihn ist Christus in Indien mehr beheimatet als in irgendeinem der christlichen Länder: „Der 25. Dezember ist heilig für uns alle. Der Menschensohn, wie Jesus sich mit Vorliebe nannte, ist heute geboren. Er gehört der ganzen Menschheit, denn für ihn gab es keine Grenzen der Rasse, Farbe und des Bekenntnisses . . . Seit seiner Ankunft hier in Indien hat das Christentum bei uns geblüht. Unseligerweise haben sich in den letzten paar Jahrhunderten christliche Missionen mit den Portugiesen verbündet, mit den Engländern und anderen politischen Abenteurern und dadurch an Ansehen und wahrer Größe verloren . . . Wir sprechen von Liebe, von Gewaltlosigkeit, von Einer Welt: aber wir geben den Großteil unseres Nationalvermögens für Rüstungen aus, zur gegenseitigen Vernichtung. Wir verzweifeln an unserem Nachbarn. Das ist Feigheit. Jesus hat ihr nie nachgegeben. Er hat das Kreuz getragen, die Last für unsere Sünden, und das Martyrium hin-

genommen. Glücklicherweise ist diese Lehre Indien nicht fremd . . . Ich erkläre deshalb ohne Rückhalt, daß Jesus Christus unser eigen ist, daß in diesem Land Jesus und seine Lehre nie einen fremden Klang hatten, nie als wirklichkeitsfremd galten, daß wir Jesus als ein Mitglied unserer Familie betrachten . . . Ich sage in aller Demut, daß kein Land der Welt (außer Indien) in so großem Maßstab den Versuch gemacht hat, die Lehre Jesu zu befolgen wie Indien unter der Führung Mahatma Gandhis. Freilich muß ich gestehen, daß ein Großteil unseres praktischen Lebens hinter unseren Idealen zurückbleibt . . . nur eines will ich sagen: daß die Lehren Jesu vertraute Nahrung für jeden Hindu sind, der von klein auf gelehrt wird, nicht zu töten und auf das geringste der Geschöpfe Gottes zu schauen als auf unser eigenes Selbst, und daß wir Christus schon seit langem aufgenommen haben. Nun gilt es für unsere christlichen Brüder, jetzt, da ihre ausländischen Verbindungen weggefallen sind, sich den einheimischen Hintergrund anzueignen, wie er unserem Geiste entspricht.“

Wir wollen gewiß nicht sagen, daß die Deutung Christi durch Vinoba vollständig ist, auch nicht, daß sie in jeder Hinsicht korrekt ist. Es bleibt immer wahr, daß sich das ganze Geheimnis Christi nur in seiner Kirche erschließt und sich in den Jahrhunderten ihrer Geschichte auslegt. Wir werden deshalb immer mißtrauisch sein gegen den Anspruch, Christus unmittelbar aus seinen Worten neu und besser zu verstehen, gleichsam im Kurzschluß über zwei Jahrtausende hinweg. Aber wenn wir all diese Vorbehalte gemacht haben, bleibt die Tatsache bestehen, daß es in Indien ein unmittelbares Verständnis für Christi Person gibt, eine heilige Ehrfurcht, ein lebendiges und innerliches Echo, das zu Taten inspiriert. Und ebenso deutlich ist die Tatsache, daß diese Beziehung zu Christus nicht immer durch die Kirche vermittelt wird, wenigstens nicht durch ihre sichtbaren Organe, ja daß sie sich manchmal in einem gewissen Gegensatz zur Kirche spürt, so sehr daß man die wirkliche Christlichkeit der Kirche bezweifelt.<sup>4</sup>

Wenn wir diese Tatsachen feststellen, so sollen wir wieder nicht in apologetischem Tonfall die Kontroverse aufnehmen und zu beweisen suchen, daß die Vorwürfe gegen die Kirche unberechtigt sind, daß es sehr viel echtes und gelebtes Christentum gibt, daß ohne die Kirche das Christusbild immer vereinseitigt und oft verlacht wird. Das alles ist sehr wahr, aber es sollte uns nicht von der Selbstkritik abhalten, die uns so not tut, wenn wir nicht in den wirklich unchristlichen Schlummer der Selbstzufriedenheit fallen wollen.

Wir müssen also nach den verdunkelnden Faktoren fragen. Wir sahen, wie zunächst die Verflechtung des Christentums mit dem Westen und, damit zusammenhängend, die kommunale Abgrenzung des Christentums zu einer sozial abgegrenzten Gruppe gleichsam die erbliche Belastung der Kirche in Indien darstellt. Sie muß überwunden werden, nicht nur in ihrer äußeren Erscheinung, sondern vor allem in der inneren Haltung, nicht aus politischen

<sup>4</sup> Siehe dazu den Auszug von T. Ohm aus *M. C. Pareth's* Buch „A Hindu Portrait of Jesus Christ“ in Zeitschr. f. Missionswissenschaft 1955, S. 106—114.

Gründen, sondern weil es sich hier um ein Anliegen des Gottesreiches handelt. Christentum ist nie sektenhaft auf seine kleine Mitglieberschar eingestellt, sondern gehört dem Volk. Die nationalen Anliegen sind die Anliegen des Christen. Auch Isaias war erschüttert von der Bedrohung seines Volkes, und seine Predigt war nicht an eine fromme Gruppe Andächtiger, sondern an das Volk und seine Führer gerichtet. Wenn religiöses Leben in Indien an den Problemen der jungen Nation vorbeilebt, dann gehört es eben in ein vergangenes oder vergehendes Indien. Das gilt selbst für den Hinduismus. In Hardwar, d. h. „Gottestor“, dem heiligen Ort im Norden Indiens, wo der Ganges aus den Schluchten des Himalayas in die indische Ebene strömt, sagte Pandit Nehru zu einer großen Pilgermasse: „*Meine* heiligen Stätten sind die Zentren des wirtschaftlichen Aufbaus Indiens.“ Eine Religion, die nur dem Heil des einzelnen dient oder die Interessen einer Gruppe vertritt und am Wohlergehen des Mutterlandes uninteressiert ist, kann kein Gehör erwarten, zumal wenn sie mit ausländischen Einflüssen verknüpft ist.

Deshalb ist es so bedeutsam, daß ein neuer Geist in der jungen christlichen Generation erwacht. Man spürt ihn, wo man unserer indischen Jugend begegnet. Ein Student, der am sozialen Führungslager für Hochschüler aus ganz Indien in Ootacamund im Mai dieses Jahres teilnahm, schreibt: „Unsere Form des Christentums ist überladen mit Überweltlichkeit ... Wir haben das Zeitliche vergessen. Was war das Ergebnis? Andere, z. B. die Kommunisten, haben die Initiative in dieser Richtung. Während wir Katholiken uns um uns selber sorgen, sorgen sich die Kommunisten um alle anderen; während wir ängstlich bemüht sind um ein paar hundert, beschäftigt sich eine Handvoll Roter mit 365 Millionen Indern ... Aus der Reihe unserer Jugend wird eine entschlossene Gruppe erstehen, die die Dinge sieht, wie sie sind, und die weiß, wie sie sein sollten. Aus dem Schutthaufen unserer sozialen Trümmer werden sie ein soziales Gebäude errichten, das der Stolz der sozialen Anstrengungen Indiens sein wird.“<sup>5</sup> Das sind Worte eines jungen Enthusiasten, mag man sagen. Aber so empfanden sie alle in jenem Lager. Und klingt nicht in solchen Worten die Verheißung eines Frühlings? Jeder Frühling muß doch zuerst in einer jungen Generation anbrechen, in neuen und offenen Herzen.

Wir müssen freilich sofort ein Wort der Warnung zu solchen Äußerungen hinzufügen. Wir dürfen natürlich nicht an eine Säkularisierung des Christentums denken. Selbst unser junger Enthusiast verwahrt sich gegen ein solches Mißverständnis: „Die Betonung des Zeitlichen entspringt keineswegs der Absicht, auch nur im geringsten den Primat des Geistlichen zu schmälern ... Was wir hier mit unmißverständlichen Worten verdammten, ist (nach Abbé Pierres Ausdruck) die Gefahr zu vergessen, daß Gott nicht nur im Himmel ist, sondern in dem armen Teufel, mit dem ich gerade rede“ (ebd.). So war es doch auch mit Isaias: Daß ihm das Heil seines Volkes am Herzen liegt, hat seine göttliche Mission nicht vermenschlicht und seine Sendung nicht säkularisiert; sondern es hebt geradezu sein gottgegebenes Prophetentum von der

<sup>5</sup> The King's Rally 1955, Madras, S. 190 ff.

Verflachung und dem Opportunismus seiner religiösen Umgebung ab. Wir müssen also weiter fragen, welches die religiöse Botschaft ist, die das Christentum dem neuen Indien anzubieten hat.

Die Antwort auf diese Frage scheint sehr einfach und eindeutig: Eben die Lehre des Glaubens, die Wahrheiten, die die Kirche empfangen und seit zwei Jahrtausenden bewahrt hat. An der Richtigkeit dieser Antwort ist nicht zu zweifeln. Aber unsere Frage ist damit noch nicht völlig beantwortet. Denn es handelt sich ja nicht um einen zeitlosen Wahrheitsgehalt, der einem zeitlosen Hörer mitgeteilt werden soll, sondern es handelt sich um die alte Kirche und das neue Indien. Zunächst also handelt es sich um einen ganz bestimmten Hörer, der zuerst seine Fragen stellt, bevor er eine Antwort annimmt, der seine Vorurteile hat (von denen wir sprachen), der von seinen Problemen bedrückt wird. Was kann er verstehen? Wo sind die Ansatzpunkte in seinem Innern, in seiner Tradition, in seiner Welt für das Verständnis unserer Botschaft? Daß es solche Ansatzpunkte gibt, daß Christus im heutigen Indien kein Fremdling ist, daran kann man nicht zweifeln. Aber kennt die christliche Verkündigung diese Ansatzpunkte?

Zunächst gibt es eine missionarische Propaganda von manchen Sekten, die wirklich das Christentum in den Augen der Hindus entstellen muß. K. M. Panikkar erzählt in seinem Buch<sup>6</sup> von der Propaganda der Wiedertäufer, die in Kalkutta um die Wende des 19. Jahrhunderts Unruhen verursachte, so daß Lord Minto gegen ihre Predigt einschreiten mußte. In London rechtfertigte er seinen Schritt folgendermaßen: „Lesen sie doch dieses elende Zeug, das den Hindus vorgelegt wird! Ohne mit einem Wort den heidnischen Leser zu überzeugen, ohne jeden Beweis werden da die Seiten gefüllt mit Höllenfeuer und Höllenfeuer und noch heißerem Feuer, angedroht einer ganzen Rasse von Menschen, weil sie an die Religion glauben, die sie von ihren Vätern und Müttern gelernt haben und deren Wahrheit sie unmöglich bezweifeln konnten. Ist das die Lehre unseres Glaubens?“ Gleichzeitig gab es eine Missionspropaganda in den westlichen Ländern, die oft genug für die religiösen und kulturellen Traditionen Indiens keine Spur von Verständnis hatte. Von Vivekananda stammt das Wort: „Aller Schlamm auf dem Grunde des Indischen Ozeans wiegt den Schmutz nicht auf, mit dem mein Mutterland beschmiert wurde.“ Auch heute noch berührt es einen peinlich, wenn man Reklamen mancher Sekten liest, die in Aufmachung und Aufdringlichkeit an geschmacklose Geschäftspropaganda erinnern. Für den modernen Hindu sind diese Dinge nur albernes und ziemlich eingebildetes Geschwätz. — Man kann gewiß sagen, daß sich die katholische Missionsarbeit von solchen Methoden wesentlich abhebt. Aber für den Inder ist es nicht immer so leicht, einen Unterschied zwischen den missionierenden Körperschaften zu machen.

Den größten Anstoß erregt die Lehre von der Heilsnotwendigkeit der Kirche. Sie widerspricht nicht nur dem religiösen Liberalismus des modernen Inders, sondern seinem nationalen Selbstbewußtsein. In einer führenden

<sup>6</sup> A.a.O. S. 419.

kulturellen Zeitschrift<sup>7</sup> lesen wir: „Die Einstellung des Durchschnittsinders zum Missionar, der ihm die Heilsbotschaft bringt, des Heils von dem Verderben, dem er sonst mit Notwendigkeit preisgegeben ist, besteht in bitterem Ressentiment. Er wird sagen: Ich bin unwissend und ich danke dir, daß du mich belehrst; oder: Ich bin krank und danke dir für deine ärztliche Hilfe; oder sogar: Ich bin arm und ich bin für deinen wirtschaftlichen Beistand dankbar. Aber er wird mit seinem ganzen Lebenswillen widerstehen, bevor er zugibt: Ich bin zur Hölle verdammt und ich danke dir, daß du mir Rettung gebracht hast . . . Das Christentum mit seinem veralteten Dogma und seiner mittelalterlichen Intoleranz bringt einen Mißklang nicht nur in die säkulare Demokratie, sondern auch in das Ideal einer geeinten Welt, um das sich alle führenden Denker der Erde bemühen. Wie kann man ein Gefühl der Gleichheit und Brüderlichkeit für einen Mitmenschen hegen, von dem man glaubt, er sei zur Hölle verdammt? Und ferner, die geeinte Welt wird eine Welt von Menschen als Menschen sein, deren Brudersinn in dem gemeinsamen Menschsein gründet, ohne Bezug auf Religion und ihre veralteten Anschauungen von Überlegenheit und Minderwertigkeit. Wenn sich ein christlicher Missionar zu dieser modernen Höhe des Weltbürgers erheben will, dann muß er das Dogma aufgeben, das die Menschen in Gerettete und Verdamnte scheidet. Die Welt hat übergenug gesehen an religiöser und rassischer Arroganz. Das Urteil der Geschichte spricht gegen eine solche Haltung.“

Es ist ja wohl jedem katholischen Kind geläufig, daß kein Mensch mit wahrhaft gutem Willen unter Gottes Zorn steht. Wir brauchen hier nicht auf Einzelunterscheidungen einzugehen. Aber ist nicht aus solchen Äußerungen, die sich vervielfachen ließen, klar, wie unsere Botschaft irgendwie in einem mißverständlichen Licht erscheint? Wir reden immer nur von der Kirche als der sichtbaren und hierarchischen Gemeinschaft und von der Notwendigkeit, ihr anzugehören. Wir haben den Begriff „Bekehrung“ geradezu gleichgesetzt mit Eintritt in die Kirche. Wäre es nicht in unserer Situation, und vielleicht in jeder Situation, besser, nicht zuerst von der sichtbaren, abgrenzenden, ausschließenden Gestalt der Kirche zu sprechen, sondern von dem positiven Gehalt der christlichen Botschaft? Es gibt doch so viele Menschen, die von der Kirche nichts wissen als ihren, wahrscheinlich noch mißverstandenen, Ausschließlichkeitsanspruch. Von dem ganzen Geheimnis der Erlöserliebe Gottes, von der heiligenden und umschaffenden Eingliederung in Christus, von dem Leben des Lichtes und der Gnade, das der Geist Christi in uns weckt, haben sie nie gehört. Wäre es nicht besser, den Begriff „Bekehrung“ wieder zuerst rein biblisch zu gebrauchen, als die Umkehr des Herzens, die Hinkehr zum erlösenden Gott, als Bereitschaft zu neuem Leben und Tun? Man soll nicht sagen, daß man dadurch der eigentlichen Frage aus dem Wege gehe, der Frage der Entscheidung, die sich an jeden Menschen richtet. Ganz im Gegenteil: Man muß doch einen Menschen zu dieser Ent-

<sup>7</sup> Dr. A. C. Bose, *Christian Missionary Work in India*, in *Modern Review* 1954, S. 60.

scheidung auf einem Weg führen, der sie erst möglich macht. Wenn ein Hindu vor der völlig unverständenen oder mißverständenen Tatsache der Kirche und ihrer Forderung steht, dann kann er ja gar nicht wirklich entscheiden. Nur in vielen Stufen kann ihm der Inhalt der Entscheidung einsichtig werden: In der Bereitschaft, Gott zu dienen; die Botschaft Jesu zu hören; sie in seinem Leben zu erfüllen; um die Kraft zu dieser Erfüllung zu beten; die innigere Gemeinschaft mit Jesus zu suchen auch im gemeinsamen Gottesdienst; langsam zu begreifen, daß wirklich nur in dieser Gemeinschaft der ganze Geist, die volle Wahrheit, die schöpferische Kraft Jesu lebt; und dann vielleicht die Notwendigkeit einzusehen, zu dieser Gemeinschaft wirklich zu gehören. Man kann diese letzte und schwerste Einsicht nicht sinngemäß an den Anfang setzen.

Was vom Begriff der Kirche gilt, läßt sich auf viele Glaubenswahrheiten ausdehnen. Dem Außenstehenden erscheint doch meist die kirchliche Lehre als ein reichlich kompliziertes System, dessen einzelne Inhalte und Formulierungen schwer verständlich und ziemlich willkürlich sind. Der christliche Katechismus mag ihm vorkommen wie eine Ware in fertigen Packungen, deren einzelner Inhalt von einer kirchlichen Autorität bestimmt wird. Während sie von den Christen hingenommen werden, oft genug nur halb verstanden und kaum begründet, möchte sie der Hindu erklärt haben. Und nicht nur den Sinn der einzelnen Lehren möchte er verstehen, sondern ihre Bedeutung für das christliche Weltbild und für die Gestaltung des Lebens.

Um diesem Bedürfnis entgegenzukommen, um also wirklich die christliche Botschaft auszurichten, brauchen wir eine theologische Besinnung. Wir müssen nicht nur den logischen Aufriß der christlichen Lehre durchschauen, sondern den Herzschlag des Evangeliums spüren. Und diese Botschaft müssen wir gerade für die fragenden Menschen neu denken und neu prägen. Dabei müssen wir immer zwei Schritte tun: zuerst den Schritt zurück, aus der Formel in ihren Sinn und Ursprung. Wir müssen gleichsam die verpackte Theologie wieder auspacken, uns ihren Inhalt ursprünglich wieder zu eigen machen und aus seinen Quellen verstehen. Dann erst kommt der neue Schritt, vorwärts, in die uns umgebende Welt, in die Fragen des modernen Inders, in die Aufgaben unserer Zeit. In diesem zweiten Schritt ist all das zusammengefaßt, was man unter dem Ausdruck „Akkommodation“ meint, und wenn man an die Aufgaben christlicher Verkündigung in einem neuen Kulturkreis denkt, dann meint man meist diesen zweiten Schritt. Und doch möchte es scheinen, daß der erste Schritt wichtiger ist. Wir müssen tiefer und ursprünglicher christlich empfinden und denken, wir müssen in den Goldmünzen unserer Dogmen wieder mehr das Gold sehen als nur die Prägung. Es möchte einem oft scheinen, daß wir auch in Indien ganz anders die Aufmerksamkeit des Volkes hätten, wenn wir einfach die Größe und Fülle unserer Botschaft auszusprechen wüßten. Wer die Botschaft wirklich im Herzen trägt, nicht nur im Gedächtnis, der wird die rechte und meist auch die angepaßte Formel finden.

Wie steht es also um die theologische Besinnung in Indien? Man muß wohl gestehen, daß sie kaum begonnen hat. Theologie ist fast ausschließlich Importartikel. Sie bewegt sich größtenteils um Textbücher und ihre Popularisierungen. Versuche zu wirklich tieferer Aneignung und fruchtbarer Auseinandersetzung sind selten festzustellen. Es gab z. B. auf dem nationalen marianischen Kongreß in Bombay keine wissenschaftliche Sektion, keine eigentlich theologische Veranstaltung. Grenzfragen zwischen Hinduismus und Christentum werden mehr in europäischen Zeitschriften behandelt als in Indien selber. — Aber man braucht darüber nicht zu verzagen. Es ist vielleicht der schwerste Schritt auf dem Entwicklungsweg einer jungen Kirche zu ihrer Eigengestalt, daß sie auch zu ihrem eigenen theologischen Bewußtsein kommt als wirklich lebendiges Glied der Gesamtkirche. Alle sichtbaren Institutionen, selbst die Struktur der Hierarchie, können diesen Schritt nicht ersetzen.

Woher soll der Anstoß zu diesem Schritt kommen? Es möchte scheinen, daß er aus der mündig werdenden Laienwelt kommt. Es ist über jeden Zweifel klar, daß die katholischen Laien Indiens, vor allem die Jugend, nach Führung verlangen, nicht nur nach organisatorischer Gliederung, sondern nach geistiger Formung. Die Notwendigkeit von Kaplänen für Hochschulstudenten und für andere Gemeinschaften wurde oft genug und laut genug ausgesprochen, in Lagern und Schulungswochen. Für den modernen christlichen Laien aber braucht es beides: Die Einsicht in die indische Situation und den Vollbesitz christlicher Offenbarung und Tradition. Hier liegt eine Aufgabe für die Kirche Indiens, die notwendig eine eigenständige Bearbeitung des christlichen Erbes fordert. Bloß tradierendes Weiterreichen ist wohl im Schulraum möglich, wo die wirkliche Welt in den Hintergrund geschoben werden kann, es ist auch noch möglich in der „Predigt“, in der sich so leicht der Monolog einer erlernten Begriffswelt weiterspinnt, es ist aber nicht mehr möglich, wo der Laie seine konkreten Fragen stellt. Wenn der Laie sein Vertrauen auf die Führung durch den Priester bewahren soll, dann muß er in seinen Fragen verstanden und ernst genommen werden, dann müssen seine Probleme zuerst vom Priester selbst neu gedacht, neu erlebt werden, und die Antwort muß aus den Tiefen des Gotteswortes gehört, sie muß von Gott selbst erbetet werden. Das heißt aber nichts anderes, als daß sich Theologie von ihren Quellen her erneuern muß.

Damit aber soll die Aufgabe nach einer Erneuerung der Kirche in Indien keineswegs auf die theoretische Ebene geschoben werden. Aus dem tieferen Verständnis der Offenbarung würde sich fast von selbst die Gesamtheit des christlichen Lebens erneuern. Noch ist diese Vertiefung nicht so schwer. Für jeden Besucher aus Europa ist der gewaltige Zudrang zu den Gottesdiensten, der zahlreiche Sakramentenempfang, die offensichtliche Andacht der Gläubigen ein großes und freudiges Erlebnis, und mehr als einer hat den Eindruck gehabt, daß sich die Schwerpunkte christlichen Lebens nach dem Osten verschieben. Aber eben diese noch so tief in der Tradition verwurzelte Fröm-

migkeit muß bereichert werden; sonst ist sie in Gefahr, dem allgemeinen Einbruch der Säkularisation, besonders in den Großstädten, zu erliegen. Es ist deshalb nicht genug, nur die traditionellen Formen christlichen Lebens immer neu zu betonen, den Meßbesuch, den Rosenkranz usw., so wichtig alle diese Dinge sind. Wir brauchen die liturgische Gemeinde, die gelebte und bewußte Teilnahme am Opfer Christi. Wir brauchen die Speisung der Seelen nicht nur durch die Eucharistie, sondern durch das Wort Gottes und durch die Heilige Schrift. Beides, liturgisches Beten und Schriftlesung, stehen in Indien noch in ihren Anfängen. So volkstümlich viele andere Andachten sind, man darf sie nie als Ersatz für die Mitte des christlichen Lebens zulassen. Christliches Leben lebt immer aus Christus.

Man mag vielleicht fragen, was es für einen Sinn habe, diese Fragen einer indischen Gewissenserforschung vor einem europäischen Publikum zu erörtern. Das hat nur dann einen Sinn, wenn diese Fragen auch Verantwortungen für das Abendland einschließen. Und diese Verantwortungen sind groß. Noch kommt eben der Großteil christlichen Gedankengutes aus dem Westen; noch werden die großen Anliegen der liturgischen Erneuerung, der theologischen Vertiefung, des volleren Schriftverständnisses im Abendland ausgetragen und manchmal ausgekämpft. Ist es nicht gut, wenn man sich in diesen Auseinandersetzungen der weltweiten Verantwortung auch für die Missionsländer bewußt ist? Diese Länder brauchen die lebendigen Kräfte der modernen Bewegungen genau so notwendig wie das Abendland. Sie müssen sich aber auch von Einseitigkeiten und Übertreibungen frei halten, weil sie sich sonst eben kompromittieren und selbst zur Unfruchtbarkeit verurteilen. Das Ringen des Abendlandes um ein tieferes und volleres Christentum, um sein erneutes theologisches Verständnis, um seine angemessene Gestaltung im Gottesdienst, ist ein entscheidender Missionsbeitrag.

Wo also steht die Kirche in Indien? Daß sie im Kampf steht, daß sie vor vielen Problemen steht, daß sie gewaltigen Aufgaben gegenübersteht, das wissen alle. Deshalb wollten wir fragen, wo sie vor Gott steht. Wenn es erlaubt ist, auf diese Frage eine Antwort zu versuchen, so möchte man sagen: Sie steht am Anfang ihrer Eigenverantwortung vor Gott. Bisher war sie weit hin unter der Verantwortung von Missionsgesellschaften, und ihr Leben war eine Teilnahme am Leben anderer Kirchen. Nun hat ihr eigenes Leben ernsthaft begonnen, nicht nur in der Selbstverantwortung einer einheimischen Hierarchie, sondern in der Selbstbesinnung und Selbstgestaltung. Erst der Beginn dieser neuen Situation ist spürbar, aber die gestaltenden Kräfte regen sich. Im kommenden Dezember wird in Nagpur der erste all-indische Kongreß der christlichen Laien zusammenkommen, langsam werden sich die Linien der Entwicklung verdeutlichen. Wir hoffen zuversichtlich und mit Grund, daß dort nicht nur Fragen kirchlicher Politik (so bedeutsam sie sind) und organisatorische Maßnahmen besprochen werden, sondern die Fragen der inneren Ausrichtung und Formung. Auch dort werden sich Achaz und

Isaias begegnen. Über allen aktuellen Fragen der Taktik, der Organisation, der Beziehungen zur Umwelt, besonders zur Regierung, steht die Vision des Propheten: Die Jungfrau wird empfangen. Indiens Kirche muß in diesen Zeiten der Krise das Geheimnis der jungfräulichen Bereitschaft und Treue vor Gott bewahren, dann wird ihr auch das Geschenk des Emanuel gegeben werden: Gott mit uns.

## Das Versagen und die Gnade in Kafkas Werk

Zu Kafkas Erzählung „Ein Landarzt“

Von MICHAEL SCHERER

Während Rainer Maria Rilkes Werk langsam in seine erste Ekliipse tritt, Hugo von Hofmannsthals Spätwerk immer stärker ausstrahlt, sich auch um Robert Musils gewaltigen Roman das Dunkel lichtet, ist, wie die letzten Germanistentagungen zeigen, die Auseinandersetzung um das Werk Franz Kafkas, des vierten aus dem alten Österreich stammenden deutschen Dichters, immer noch in vollem Gange. Das ist nicht einfach daraus zu erklären, daß es darum geht, einen im Dritten Reich verfemten Dichter ins rechte Licht zu rücken, zumal durch Max Brod seine Werke in einer neuen Ausgabe zugänglich wurden. Vielmehr dämmern im Werke Kafkas Bilder auf, welche die modernen Spannungen zwischen religiösem Anruf und nihilistischem Getriebensein in einer Weise in sich bergen, daß die Interpreten nach der einen wie nach der andern Seite einen Schein von Objektivität für sich beanspruchen können. Dazu kommt, daß die Sprache Kafkas, vergleichbar der Durchsichtigkeit und Härte eines Kristalls, dem aller Phrase abholden Stilbewußtsein des modernen Lesers entspricht, dabei aber doch nicht seine Phantasie an eine naturalistisch gesehene Wirklichkeit bindet. Allerdings sind es gerade die unwirklichen und dabei doch so wirklich gesehenen Züge in den Erzählungen und Romanen Kafkas, welche die Verständigung mit dem Werk um so mehr erschweren, als sie eine solche überhaupt erst möglich machen. Am leichtesten gewinnt man einen Zugang zu Kafka, wenn man in der Betrachtung einer Erzählung — etwa „Ein Landarzt“ — die Erzählweise des Dichters und die Mittel seiner Wirkung deutlich macht.

Mitten in einer Winternacht wird ein Landarzt zu einem Schwerkranken in ein zehn Meilen entferntes Dorf gerufen. Zwar steht die Kutsche bereit, aber sein Pferd ist letzte Nacht verendet, und im Dorf ist keines zu haben. Ratlos läuft er im Hofe herum, da entdeckt er im Schweinestall ein Paar mächtige Pferde und dazu auch gleich den ihm fremden Pferdeknecht. Mit Hilfe des Dienstmädchens Rosa spannt dieser an, der Arzt steigt ein und schon wird der Wagen weggerissen, während der wilde Pferdeknecht trotz dem Protest des hilflosen Arztes zurückbleibt, um über Rosa herzufallen. Einen Augenblick später befindet sich der Arzt bereits im Hofe und dann in